Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 21

Artikel: Idylle eines Tages

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641684

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

unserer Reisegesellschaft mit Mitteilungen über sie nicht geizte. Dafür zeugen wohl am besten die verdankenswerten Vorträge unseres Reiseleiters, sowie des Herrn Prof. Dr. Ed. Rübel. Und als dabei hingewiesen wurde auf den im Vergleich zu Aegypten außerordentlich großen Reichtum unserer kleinen Schweiz an Arten der Wildflora, die ja in üppigster Entwicklung und Farbenpracht bis hinauf an die Grenze des ewigen Schnees reicht, als des vollständigen Mangels an Kastanienbäumen, dieser bei uns so schön blühenden Bäume und der schattig-kühlen Kastanienhaine am Südfuß der Alpen gedacht, und als im nadelholzlosen Aegypterland an unsere herrlichen Tannenwälder erinnert wurde, da mußte jedermann dankbar anerkennen, daß Mutter Natur unser liebes Heimatland nichts weniger als stiefmütterlich behandelt, so wetterlaunisch und so ganz anders als im ewigen Sonnenland sie sich auch manchmal bei uns gebärden mag.

Sonnenaufgang und -untergang. Farbenpracht.

Gegen Abend, wenn im farbenprächtigen Strahl der Dämmerung märchenhaft und geheimnisvoll wie eine Wundergeschichte das rasch in Dunkelheit übergehende Zunachten beginnt, sucht unser Schiff in irgend einer stillen Bucht einen Uebernachtplatz. Während im Westen, dort, wo der Sonnengott Ra in die Unterwelt fährt, der Himmel und die Wüstenberge noch lang in feurig leuchtendem Rot, in Blau und Violett prangen, und gleichzeitig im Osten hinter den arabischen Höhenzügen der Mond aufsteigt und seinen zauberhaften Silberglanz auf den Nil wirft, vollendet am klaren Himmel das Heer der Sterne seinen Aufmarsch. In stiller Größe wacht es über unserm Schiff, bis der Sterne unsagbare Pracht erlischt im Schimmer der mit rosigem Finger den Himmel und die Fluten des Nils färbenden Morgenröte, der Verkünderin des am „östlichen Lichtberg" aufgehenden, allbelebenden Sonnengottes.

Gebet.

Wie ein Rest des Sonnenkultus und des mit ihm verflochtenen, tiefreligiösen Denkens und Fühlens der alten Aegypter berührt es, wenn man beim ersten Lichtstrahl, der aus dem Osten durch die Morgennebel bricht, am Nilufer Gläubige auf ihrem Gebetsteppich knien und, unbekümmert um die Umgebung und die Zuschauer, in tiefen, gegen Mekka gerichteten Verbeugungen, mit jener ruhigen und sanften Feierlichkeit ihrem Gott dienen sieht, die die betende Gestalt und die ganze Natur wie aus einem Guß erscheinen läßt. Wie beim Eintritt in die Moschee, so werden auch hier die Schuhe ausgezogen; es gilt da noch das Bibelwort: „Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land." (Exodus 3, 5.) In gleicher Weise, mit derselben innern Disziplin und Sammlung, wie sie durch ein Gebet im Sinn der ersten Sure des Koran den Tag begrüßen, nehmen sie von ihm Abschied, und unvergeßlich ist das Bild der Ergebung und des Friedens, das sich dann in scharfen Umrissen vom glühenden, goldgelb und violett leuchtenden Horizont abhebt.

Ebenso unbekümmert um allfällige Zuschauer beten die Gläubigen tagsüber ihren Rosenkranz, der entsprechend den 99 im Koran enthaltenen Namen Gottes aus 99 Perlen besteht, und den man oft in den Händen der Männer sieht. Er scheint darin aber mehr beschaulichem Zeitvertreib als ernsten, religiösen Uebungen zu dienen. Wie dem auch sein mag, so geziemt es dem „Ungläubigen", hier nicht zu grübeln. Das dürfen wir übrigens ruhig den Moslemin überlassen, ist doch an jedem muselmanischen Rosenkranz ein Amulett, das eine Nachbildung darstellt vom — „Zahnstocher des Propheten".

Die Wacht am Nil.

Wo das über dem Schiff wachende Heer der Sterne zum Schutz unserer Nachtruhe nicht ausreicht, steht in seinem Kapuzenmantel aus Kamelhaar fest und treu der Scheich des zunächstliegenden Ortes oder sonst eine Vertrauensperson mit einer langen Flinte als Wacht am Nil und hält in Verbindung mit dem Schiffspersonal alle bösen Geister so fern von unserm Dampfer, daß Morpheus ungestört seines stillen Amtes walten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Idylle eines Tages.

Von Ruth Waldstetter.

Hoch über dem Gewühl der Straßen liegen luftige Mansarden. Aus ihren türähnlichen Fenstern tritt man auf Dachbalkone, die im Sommer winzige Blumengärten sind. Von Dach zu Dach kennen die Bewohner die Art und den Stand der Pflanzungen, und durch die Wahl und Pflege der Lieblinge sehen sie einander ins Herz.

Madeleine hatte nacheinander die Kapuziner des Frühlings mit den blauen Kornblumen des Sommers und diese mit bunten Astern vertauscht. Die roten, gelben und braunen Blumenköpfe hingen an diesem Novembersonntag vom Frost geknickt und geschwärzt herab. Madeleine nahm sich nicht die Zeit, sie anzusehen und vergangenen Sonnentagen nachzuträumen. Sie lebte heute der Gegenwart. Lange hatte sie es nicht getan, sondern gesorgt in die Zukunft, nachdem sie sich's nicht mehr erlaubte, zu leiden um die Vergangenheit, die ihr den jungen Gemahl im Krieg und ihr kleines Vermögen in der Nachkriegszeit geraubt hatte.

Madeleine stand vor ihrem Spiegel und kleidete sich sorgfältig an wie in ihren besten Tagen. Als das kurze Haar in kühnen Wellen um ihren Kopf lag und die Zähne blendender schimmerten zwischen Lippen, die ein Stift mit dem Rot zerquetschter Kirschen belebt hatte, nahm sie die Parfümflasche und goß den ganzen Rest des Inhalts in ihr Kleid. An den Pelzmantel, der längst nicht mehr neu, aber doch eben ein Pelzmantel war, steckte sie eine künstliche Rose, und die helle Ledertasche, die noch den Geruch eines Reinigungsmittels an sich trug, hing sie über die weißbehandschuhten Finger. Als sie, ein letztes Mal sich prüfend vor dem Spiegel, der fertig gewandeten hübschen Sechsunddreißigjährigen begegnete, hielt sie den Schritt an. Die nachdenklichen grauen Augen hefteten sich betroffen, dann bewußt erfassend und wieder gedankenverloren auf ihr Gegenüber. Nun kehrte sich Madeleine ab; sie lehnte sich an die Wand; aus ihrer Haltung entwich alle Spannung und Energie. Sie schloß die Augen und ihr Gesicht verblühte, als wären zehn Jahre vergangen in ebenso vielen Sekunden. Dann belebte von neuem ein Wille ihre Gestalt, und sie öffnete die Tür.

Das kleine Zimmer, das sie verließ, war Schlaf- und Wohnraum und Werkstatt zugleich. Der Arbeitstisch nahm den Platz am Fenster ein. Da standen fertige und halbfertige Puppenfiguren in kühnen Stellungen, Bajazzi und Tänzerinnen, Negermusikanten, Schlittschuhläufer und frivole Dämchen, und um das verwegene kleine Volk herum lag Wolle, Seide, Buntpapier und Handwerkszeug im Durcheinander eines Schöpfungstages.

Madeleine durchschritt eine winzige, mit kleinem Gasherd ausgestattete Küche und eilte mit dem flinken Schritt der Großstädterin die sieben Treppen des Hauses hinab. Auf der Straße empfing sie das Dämmerlicht eines dunklen, nebligen Frühwintertages. Rote und gelbe Lichtreklamen blitzten über den Dächern auf. Ein feuchter Wind strich durch die Stadt. Die Menschen hasteten rasch den Häusern entlang; die Herren hatten den Mantelkragen hochgestellt und die Hände in den Taschen. Es roch nach Benzin; die Kraftwagen tuteten, und die Autobusse lärmten über den Asphalt. Madeleine hob den Kopf und witterte die ver-

trauten Geräusche und Gerüche. Sie sah nach einer elektrischen Straßenuhr und richtete ihr Armbandührchen. Das Leben der Stadt strömte in sie ein.

Sie strebte der Treppe der Untergrundbahn zu. Am Eingang stand eine junge Frau in abgetragenem Mantel und mit bloßem Kopf. Sie rief mit heiserer Stimme eine Zeitung aus. Man hörte ihren rauhen Schrei weit in den Fuhrwerkslärm hinein. Sie hatte neben ihrem Blätterpack ein Stühlchen stehen, auf dem ein kleiner Junge in einem verwaschenen roten Kapuzenmantel saß. Sein Gesicht sah blaß und kindlich altklug aus dem Wollzeug; lange, schöne Wimpern beschatteten die verwunderten Kinderaugen. Unter dem Mantel streckte er magere Beinchen heraus; sie schienen zum Brechen dünn, wie er damit zappelte und auf das Stühlchen hieb, um sich einen Spaß zu machen.

„Sieh, sieh, mein kleiner Freund!" rief Madeleine, während sie die Zeitung nahm, „warte einen Augenblick!" und sie entschwand im Gedränge. Der Junge hörte auf zu zappeln. „Gibt es Kuchen, Mutter, gibt es Kuchen?" fragte er und drehte den Kopf, bis er den Pelzmantel wieder auftauchen sah. Und schon hatte er ein warmes, duftendes Päckchen in der Hand. „Adieu, mein Liebling", sagte Madeleine und strich dem Kleinen über die Wange. „Du mußt groß und dick werden wie jener Herr dort, siehst du?" — „Sag dank, Junge! die neuesten Nachrichten! die neuesten Nachrichten!" hörte sie die Zeitungsfrau rufen, während sie die Treppe zur Bahn hinablief. Auf den Stufen stand schmutziges Regenwasser, und sie hob behutsam die feinbeschuhten Füße.

Im Erstklaßwagen war es warm und hell. Gut gekleidete Menschen musterten sich unauffällig. Madeleine lockerte den Pelzkragen; die Rose schmiegte sich an ihren Hals. Als der Zug in die Umsteigestelle einfuhr, zog sie die Tür auf. Ein gutaussehender junger Mensch hielt sie mit vorgelegtem Arm zurück. „Nicht stürzen! — So jetzt!" er hob den Finger und lächelte. Sie gab ihm das Lächeln zurück; sie fühlte sich warm und jung, und ihre Füße eilten leicht mit ihr dahin wie mit einer Zwanzigjährigen.

Während sie durch die unterirdischen, taghellen Gänge eilte, entnahm Madeleine ihrer Börse einen Geldschein. In einem Treppenwinkel saß am Boden ein Mann, dem die Füße fehlten. Er hatte einen gutgeschnittenen, intelligenten Kopf. Er sah auf, als Madeleine dahereilte. Dann fühlte er den Geldschein in seiner Hand knittern, und er zog die Mütze.

„Was haben Sie denn mit meinem Sack gemacht?" sagte sie leise. Sie können nicht so auf dem kalten Steinboden bleiben."

„Er ist zerrissen, er taugt nichts mehr."

„Nehmen Sie wenigstens die Zeitung für heute."

„Ich werde sie zuerst lesen, danke", sagte der Mann und grüßte.

Als Madeleine wieder ins Tageslicht tauchte, hatte sich der Nebel in kalten Regen aufgelöst. Unter aufgespannten Schirmen bewegten sich Menschen an Menschen einem hellerleuchteten Eingang zu, der von zeitungsgroßen Programmzetteln umhangen war.

Im klarbelichteten Konzertsaal hörte man das Herabklappen der Sitze und das Raunen der Menge, die unaufhörlich hereinströmte und auch die Stehplätze füllte bis in die Türwölbungen hinein. Es schien, als wollte sich die ganze Stadt festlich im heiteren Saal vereinen an dem dunklen Winterregentag. Die Sonntagslaune, die freudige Spannung der Tausende von Menschen drang wie eine gute Wärme auf Madeleine ein. Ihr Gesicht hellte sich auf; die verfrühten Falten, die ihre Stirne furchten, verschwanden. Als das Gewitter der Töne losbrach, lebte sie nur noch diesem Naturereignis der Seele. Sie wurde erschüttert, gereinigt, angespornt und hinaufgeführt in eine klarere Atmosphäre. Sie fühlte wahre Wirklichkeit sie umgeben, ja einziehen in ihr eigenes Ich, das sich wund und blind gestoßen hatte im engen Bezirk der Alltäglichkeit. Sie empfand ihr Dasein unter einem höheren Gesetz, entbunden von Zufälligkeit, im Einklang mit aller kühnfliegenden Sehnsucht und dem guten Glauben der Jugendjahre. Sie lebte entrückt in der Höhe der Gipfelwanderung, die dieser Abend bot. Als das Ende nahte, wurde sie mit Bangen von einer neuen Gewißheit ergriffen, von der Gewißheit, daß in der reinen Höhe Kräfte des Duldens in ihr wiedererwacht waren, und daß der Trotz zur Freiheit zusammengesunken lag wie eine falsche, aufgeblasene Größe. Ja, vielleicht hatte sie schon vorher um diese Falschheit gewußt, vielleicht sie nur am Herzen gehegt, um sich das Aufatmen in einer guten Täuschung zu erlauben? In der Region, wohin die Töne sie geleiteten, blieb kein Zweifel; sie erkannte sich und ihr Handeln. Aus dem dumpfen Zustand der Sorgenerdrückten und Freudearmen, aus der Auflehnung gegen ein sinnloses Leben hatte sie den Plan des einen Frei-Tages gefaßt, der sie noch einmal sich selbst und schönerer Menschlichkeit zurückgeben sollte, auch wenn es die letzten Mittel kostete. Sie war so weit gekommen an Ueberdruß, daß das Nachher für sie im Nebel bleiben konnte. Sie besaß trotz allem noch zu viel Jugend, um nicht einmal das Schicksal mit gutem Glauben herauszufordern, dem unbekannten das Bündel vor die Füße zu werfen. Daß sie für den schlimmsten Fall an den kleinen Gashahn in der Küche gedacht hatte, kam ihr jetzt allerdings grotesk vor und als der Höhepunkt unklarer Vortäuschungen.

Nun aber drang wie längst geahnte, im Grund der Seele nie vergessene Versöhnlichkeit eine Melodie von der Reinheit verklärter Passion in sie ein. Wie letzte Weisheit durchströmte sie die Harmonie, und sie konnte sich einem Ringen nach Einigung zwischen ihrem Willen und der Forderung, welche eindringende Schönheit an sie stellte, nicht entziehen. Als unabwendbare Wahrheit, durch die erdentbundene Macht in sie eingeflossen, empfand sie das plötzliche Wiedererkennen ihrer duldenden Kräfte und seine Verpflichtung.

Aber was nun? Von neuem sich unter das harte Gesetz des Armendaseins stellen, dessen unfrohe Fristung erarbeitet, dessen grauer Alltag ersorgt und endlich bestenfalls ohne Bitterkeit verziehen werden mußte, fern von aller höheren Wirklichkeit und in vergeblichem Dürsten nach ihr?

(Schluß folgt.)

Durch die wolkige Maiennacht.

Von Emanuel Geibel.

Durch die wolkige Maiennacht
Geht ein leises Schallen,
Wie im Wald die Tropfen sacht
Auf die Blätter fallen.

Welch ein ahnungsreicher Duft
Quillt aus allen Bäumen,
Dunkel weht es in der Luft
Wie von Zukunftsträumen.

Da, ein Hauch, der auf mich sinkt,
Dehnt sich all mein Wesen,
Und die müde Seele trinkt
Schauendes Genesen.

Müde Seele, hoffe nur!
Morgen kommt die Sonne,
Und du blühst mit Wald und Flur
Hell in Frühlingswonne.